

ORTHOGRAFISCHE ANARCHIE

In SMS-Texten und Chat-Dialogen von Jugendlichen herrscht die sprachliche Anarchie. Die Linguistin Christa Dürscheid untersucht nun, ob und wie die neuen Medien das Schreiben in der Schule beeinflussen. Von Roger Nickl

«ish cool xi mal wieder chli mit dir zplaudere hüt ... und nei ich bin kein stalker ;-)), beendet Larissa einen Chat im Internet in jugendsprachlichem Neuschweizerdeutsch. Ein Satz wie er heute in Internetforen von jungen Schweizerinnen und Schweizern tausendfach geschrieben wird. Die schriftliche Kommunikation per Computer und Handy läuft jedenfalls wie geschmiert. Teenager schreiben so viel wie noch nie – zuhause vor dem Bildschirm oder beim Warten auf den Bus mit dem Handy. Die Art und Weise, wie sie das tun, lässt aber zuweilen nicht nur Deutschlehrern die Haare zu Berge stehen. Denn die Sätze spotten meist allen Regeln der orthografischen Kunst – sie sind gespickt mit schrägen Kurzformen und kruden Schreibweisen. Und die Schreibenden stellen in ihren Botschaften meist keinen kohärenten Sachverhalt über mehrere Zeilen dar.

Stimmen, die im Zusammenhang mit den neuen Medien einen allmählichen Zerfall der Schreib- und ganz allgemein der Sprachkompetenz von Jugendlichen feststellen, werden deshalb in der Öffentlichkeit in regelmässigen Abständen laut. Die Fachleute winken in solchen Fällen meist ab und geben Entwarnung: Das Schreibvermögen habe keineswegs abgenommen, es bestehe kein Grund zur Besorgnis, heisst es dann jeweils, und – die Jugendlichen könnten durchaus zwischen dem Schreiben eines SMS und eines Schulaufsatzes unterscheiden. Ihre Aussagen stützen die Experten dabei vor allem auf Beobachtungen und Vermutungen, nicht aber auf wissenschaftlich gesicherte Daten. Denn ob und wie das informelle Schreiben mit den neuen Medien in der Freizeit sich auf das normgebundene Schreiben in der Schule auswirkt, wurde bislang nicht untersucht. Das soll sich nun ändern.

Christa Dürscheid erforscht schon seit einiger Zeit die Sprache von Jugendlichen in der

Deutschschweiz. In einem aktuellen Nationalfonds-Projekt geht die Linguistin und ihr Team nun der Frage nach, wie die neuen Medien das Schreiben im Klassenzimmer beeinflussen. Sie wollen herausfinden, ob das Tippen von SMS und Chats auch Spuren in Schulaufsätzen und anderen schulischen Textsorten hinterlässt. Die Forscherinnen und Forscher vom Deutschen Seminar der Universität Zürich haben dabei direkten Kontakt mit Zürcher Schulen. Schülerinnen und Schüler aus Gymnasien, Sekundar- und Berufsschulen haben den Sprachwissenschaftlern Schul- und Freizeittexte – Chats, SMS, Texte von Websites und Blog-Beiträge – zur Verfügung gestellt.

UNTER FREUNDEN PLAUDERN

Von den Jugendlichen wollten die Forscherinnen und Forscher auch mehr darüber erfahren, wie sie die neuen Medien denn überhaupt nutzen. Was sich zeigte: Von den 200 Schülerinnen und Schülern, die den Fragebogen bisher zurückschickten, verfügten nur rund fünf über keinen eigenen Computer. Die meisten verbringen nur zwischen einer und fünf Stunden pro Woche vor dem Bildschirm. Der Anteil der 14- bis 20-Jährigen, die täglich zwei bis drei Stunden am Computer verbringen, liegt unter 20 Prozent. Ein weiterer Trend im Kommunikationsverhalten zeichnet sich in einer Befragung von 1200 Jugendlichen ab, die die Wissenschaftler im Rahmen einer Pilotstudie zum laufenden Projekt durchführten: Anstatt in anonymen Chat-Räumen wird immer mehr mittels Instant Messaging, in privaten Kommunikationsforen also, in denen die Gesprächsteilnehmer bekannt sind, geplaudert. «Für Eltern ist das eine gute Nachricht», betont Christa Dürscheid, «denn zu anonymen Chat-Räumen haben auch Pädophile Zugang – da ist die Susi, 14, dann manchmal in Wirklichkeit ein Rudi, 50.»



SMS- und Chat-Texte von Teenagern spotten meist



allen orthografischen Regeln – auf das Schreiben in der Schule wirkt sich das kaum negativ aus.

Um herauszufinden, ob die neuen Medien das Schreiben in der Schule tatsächlich beeinflussen, werden die Schul- und Freizeittexte, die die Sprachforscherinnen und -forscher gesammelt haben, nun kodiert und nach rund 30 Merkmalen untersucht und schliesslich miteinander verglichen. Phänomene an der Textoberfläche wie Orthografie und Grammatik oder der Gebrauch von Mundart-Ausdrücken oder Abkürzungen wollen Christa Dürscheid und ihre Mitarbeiter dabei genauso unter die Lupe nehmen wie Fragen der Textkohärenz.

SCHREIBKOMPETENZ FÖRDERN

Erste Befunde der Sprachwissenschaftler deuten darauf hin, dass die Experten mit ihrer Meinung durchaus richtig liegen: «Die Hypothese, dass es wenig Kontaktphänomene gibt, dass der Einfluss der neuen Medien auf das Schreiben in der Schule zumindest an der Textoberfläche also gering ist, bestätigt sich», sagt Christa Dürscheid. Nur weil die Orthografie bei SMS und Chats keine Rolle spielt, heisst das, bricht noch lange nicht die sprachliche Anarchie aus. Ob sich die neuen Kommunikationsformen allerdings auf die inhaltliche Konsistenz von Texten auswirkt, wird sich in weiteren Untersuchungen noch zeigen müssen. «Generell gehen wir aber davon aus, dass Schülerinnen und Schüler zwischen dem informellen und dem normgebundenen Schreiben differenzieren können», sagt Projektmitarbeiterin Sarah Brommer.

Mit ihrer Forschung wollen die Zürcher Linguistinnen und Linguisten nicht nur dafür sorgen, dass künftige Diskussionen über die Schreibkompetenz von Jugendlichen sich auf einer soliden wissenschaftlichen Basis abstützen können. Sie wollen auch konkrete Vorschläge machen, wie das Schreibvermögen künftig gefördert werden könnte. Den Forschenden geht es dabei nicht in erster Linie um Medienerziehung, sondern darum, das Schreiben in den neuen Medien zu reflektieren. Genau das wird in den Schulen aber noch zu wenig gemacht. «Viele Lehrer sind nicht mit den neuen Medien sozialisiert worden», sagt Christa Dürscheid, «und es gibt auch einen gewissen Dünkel.» Eine Reflexion über das Schreiben von SMS, hört man immer wieder, gehört nicht in

den Deutschunterricht. «Die neuen Medien sind für die Entwicklung von Schreibkompetenz aber wesentlich wichtiger als etwa der Fernseher», gibt Sarah Brommer zu bedenken, «man sollte sie deshalb konstruktiv und sinnvoll im Unterricht einsetzen.»

SOZIALVERTRÄGLICHER HANDYGEBRAUCH

Ganz neu sind die sprachlichen Phänomene, die sich in den elektronischen Freizeittexten zeigen, nicht. Auch auf Postkarten, in Tagebucheinträgen oder in kleinen Briefchen, die sich Schülerinnen und Schüler auch schon früher unter der Bank durchreichten, foutieren sich die Schreibenden oft um die Regeln der Rechtschreibung. «Mit den neuen Medien hat sich das Spektrum an Kommunikations- und Schreibsituationen und damit verbunden an Textsorten aber wesentlich erweitert», sagt Christa Dürscheid, «wird das zu wenig reflektiert, besteht die Gefahr, dass sich die Schreibstile zu durchmischen beginnen.» Die Empfehlungen, die die Wissenschaftlerinnen am Ende ihres Projekts formulieren wollen, zielen deshalb darauf ab, die Jugendlichen für die unterschiedlichen Kommunikationsformen zu sensibilisieren und Schreibstile zu vermitteln, die der Situation angemessen sind. Als Herausforderung sehen die Linguistinnen auch, dass Jugendliche die neuen Kommunikationsmittel sozialverträglich nutzen. «Wenn Schüler in Gegenwart von anderen SMS schreiben, statt mit Anwesenden also mit Abwesenden kommunizieren, ist das auch eine soziale Verarmung», meint Christa Dürscheid. Auch darüber sollte in der Schule künftig mehr nachgedacht werden.

KONTAKT Prof. Christa Dürscheid, Sarah Brommer, Deutsches Seminar der Universität Zürich, duerscheid@ds.uzh.ch, brommer@ds.uzh.ch

FINANZIERUNG Schweizerischer Nationalfonds
ZUSAMMENARBEIT Pädagogische Hochschule Zürich, Zürcher Kantons-, Berufs- und Sekundarschulen

DER SCHILDKRÖTENKILLER

Die grüne Meeresschildkröte ist vom Aussterben bedroht. Der Virologe Mathias Ackermann will das verhindern: Der Forscher ist dem Schildkrötenkiller – einem Herpesvirus – dicht auf den Fersen. Von Ruth Jahn

Detektive würden in den Labors von Mathias Ackermann, unweit des Zürcher Tierspitals, keine einzige Zelle des Tiers finden, dem sich der Forscher seit einigen Jahren mit Herzblut widmet. Und auch in seinem ganz in Schwarz und Weiss gehaltenen Büro verrät einzig ein kleiner Briefbeschwerer aus Speckstein die Leidenschaft des Direktors des Instituts für Virologie: Meeresschildkröten. Noch vor wenigen Jahren brodelte Ackermanns Forschungsobjekt in den Suppentöpfen zahlreicher Haute-Cuisine-Gastronomen, auch hierzulande. Heute wird die grüne Meeresschildkröte (*Chelonia mydas*) – weiterhin auch «Suppenschildkröte» genannt – durch das Washingtoner Artenschutzabkommen geschützt. Die Tierart figuriert dort auf der Liste der am stärksten durch den Menschen bedrohten Arten: Denn vielerorts ist die Lebensgrundlage der gepanzerten Reptilien, das Meerwasser, stark verschmutzt, Brutstrände wurden vom Massentourismus okkupiert und nach wie vor haben es Menschen – illegalerweise – auf Fleisch, Eier oder Panzer abgesehen. Ausserdem enden zahlreiche Tiere als Beifang in den Netzen von industriellen Fischfängern.

TÖDLICHE TUMOREN

Endgültig den Garaus machen könnte den gepanzerten Wesen mit der biblischen Lebenserwartung von bis zu 150 Jahren aber eine Panzootie – das Pendant zur Pandemie bei uns Menschen. Denn in vielen Meeren ist ein Grossteil der Tiere mit einem Herpesvirus infiziert. Die Krankheit löst bei den Schildkröten eine so genannte Fibropapillomatose aus, bei der sich Krebsgeschwülste bilden: am Hals, im Mund, in den Augen, unter den Flossen und innerlich in Lunge, Leber und Herz. Was folgt, ist wochenlanges Leiden. Wenn die Geschwülste sich im Körperinnern ausbreiten, versagen mit

der Zeit die Organe, wenn die Tumoren im Mund wachsen, können die Schildkröten bald keine Nahrung mehr zu sich nehmen und verhungern.

Noch kommt die Meeresschildkröte in fast allen Weltmeeren in Küstennähe vor: im Pazifischen und im Indischen Ozean, vor Südamerika, Australien oder Japan, aber auch im Atlantik und im Mittelmeer. Doch das könnte sich bald ändern: «Das Aussterben ist leider ein realistisches Szenario», sagt Mathias Ackermann. Deshalb werde auch der Schildkrötenschutz vielerorts sehr ernst genommen. Zumindest auf Hawaii oder in Florida tut man viel für die Meeresreptilien: Tierschutzorganisationen bewachen die Eiablagestrände zum Teil rund um die Uhr. Strandet an einer hawaiianischen Küste eine erkrankte Schildkröte, ist bald darauf eine Spezialeinheit vor Ort, die das Tier untersucht und gegebenenfalls einschläfert, um sein Leiden zu beenden. An den Küsten der Hawaiiinsel Oahu etwa, wo Mathias Ackermann ein Forschungsabbatical verbracht hat, ist dies trauriger Alltag: Denn etwa 60 Prozent der Tiere, die dort stranden, sind übersät mit Herpestumoren und damit über kurz oder lang dem Tode geweiht.

Der Schildkrötenschutz wird so rigoros betrieben, dass sogar ihr mutmasslicher Retter Mathias Ackermann kaum an die Tiere herankommt: Die hawaiianischen Behörden haben dem Veterinärmediziner und Virologen bislang noch nicht bewilligt, Zellen, Blut oder DNA von kranken oder verendeten Tieren als Forschungsmaterial in die Schweiz zu transportieren. «Dennoch bin ich froh um die gute Bewachung der Meeresschildkröten und die strengen Vorschriften», sagt Ackermann. Er fühle sich dadurch in seiner wissenschaftlichen Arbeit auch nicht gross behindert. Denn für seine Forschung benötigt er – zumindest in